

Weltwahrnehmung als Profession

Journalistisches und pastorales Handeln im Dialog

Alexander Deeg / Daniel Meier

I. Konkurrenz von Predigt und Presse

Es war ein lutherischer Theologe, der sich als erster Deutscher kritisch mit der Gattung Tageszeitung beschäftigte. In seinem *Discursus de Novellarum, quas vocant Neue Zeitungen*¹ geißelt der Hofrat und spätere Kanzler von Schwarzburg-Rudolstadt, Ahasver Fritsch, im Jahre 1676 die neue „Zeitungs-Sucht“, von der „auch Geistliche [...] geplagt seyen“, und wirft den Kirchgängern vor, „während der heiligen Handlungen [in der Presse] zu lesen“. Mit dem Entstehen eines eigenständigen journalistischen Berufsstandes überträgt sich die kirchliche Skepsis gegenüber dem Medium Tageszeitung auch auf dessen redaktionelle Verfasser, die Journalisten. An vorderster Front klagt Søren Kierkegaard, Spottobjekt des Kopenhagener Witzblattes *Corsar*, die Macht der Presse mit Bitterkeit an und prophezeit: „Käme Christus heute in die Welt: [...] er nähme sich zum Ziel nicht die Hohenpriester – sondern die Journalisten.“² Weniger scharf, aber in der Sache ebenso polemisch, verlangt der begeisterte Zeitungsleser Karl Barth im Vorwort zur Kurzfassung der *Kirchlichen Dogmatik*, wer von ihm reden wolle, der müsste ihn gelesen haben – „wenn er nicht ein Journalist, sondern ein ernster Mensch“³ sei. Und in seiner *Kirchentheorie* gesteht Reiner Preul noch 1997 dem Journalisten lediglich in einer Fußnote zu, „daß es selbstverständlich auch [sic!] um ausgewogene Darstellung bemühte und gut recherchierte Sendungen und Veröffentlichungen gibt.“⁴ Sucht man nach Erklärungen für die pastorale Abwertung des journalistischen Berufsstandes, liegt neben negativen Erfahrungen, die es selbstverständlich immer gibt und gegeben hat, der Gedanke nahe, es könnte sich um eine prinzipielle Konkurrenz handeln. Bereits Hegel bezeichnete die morgendliche Zeitungslektüre „als eine Art von realistischem Morgensegen“⁵. Und unter der Überschrift „Die Kanzel der Neuzeit“ erzählt der österreichische Volksdichter Peter Rosegger im Zeitalter der aufkommenden Massenpresse: „Eines Tages stand ich vor einer Zeitungspressen und hörte dem energischen Geknarre zu, womit sie die Blätter druckte und hinwarf. Warum denn so heftig und laut? Ach ja, Du bist der große Kanzelredner, der große Prediger unserer Zeit.“

¹ Ahasver Fritsch: Diskurs über den heutigen Gebrauch und Mißbrauch der „Neuen Nachrichten“ die man „Neue Zeitungen“ nennt, in: Karl Kurth (Hg.): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung, Brunn/München/Wien 1944, 33–45 (deutsch), 117–128 (lateinisch), Zitate: 37.40.

² Søren Kierkegaard: Die Tagebücher. 1834–1855, ausgewählt und übertragen von Theodor Haecker, München 1949, 371.

³ Otto Weber: Karl Barths Kirchliche Dogmatik, Neukirchen-Vluyn 1963, 5.

⁴ Reiner Preul: Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche, Berlin/New York 1997, 23, Anm. 6.

⁵ Aphorismus überliefert bei Karl Rosenkranz: Georg Wilhelm Hegels Leben. Supplement zu Hegels Werken, Berlin 1844, 543.

[...] Wo mehrere beisammen sind, da bist Du mitten unter ihnen und predigst.“⁶ Ihren wissenschaftlichen Niederschlag fanden diese Beobachtungen in der Substitutionsthese, wonach die modernen Massenmedien ursprünglich genuin religiöse Funktionen übernommen hätten.⁷ Eine Aufarbeitung des Konkurrenzverhältnisses zwischen dem pastoralen und dem journalistischen Beruf und ein wechselseitiges Lernen blieben hingegen aus. Sandten die Vertreter der „empirischen Wende“ in der Praktischen Theologie mannigfaltige Impulse aus den Sozial- und Humanwissenschaften in die pastoraltheologische Debatte (der Pfarrer als Arzt, als Psychologe, als Sozialarbeiter etc.), kam es offenbar zu kaum einem Austausch mit der Journalistik als Lehre vom journalistischen Beruf.

An dieser Stelle setzen unsere Überlegungen an. Wir möchten einige Anstöße aus einem Seminar weitergeben, das unter dem Titel „Journalistisches und pastorales Handeln“ im Sommer 2004 an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg stattfand. Ein Semester lang diskutierten Studierende der Theologie und der Christlichen Publizistik über das Berufsverständnis von Pastoren und Journalisten im Allgemeinen sowie über das Wechselspiel von Predigt und Reportage, von Traueransprache und Nachruf, von Verkündigung und Unterhaltung im Besonderen.

II. Weltwahrnehmung als Profession

Dabei wurde schnell klar: Gemeinsame Kernkompetenz beider Berufe ist die Weltwahrnehmung. Pfarrerinnen und Journalisten nehmen die Welt wahr – wie alle anderen Menschen auch. Was sie jedoch beide auszeichnet, verbindet und von anderen unterscheidet: Ihr Beruf lebt davon, durch eigene sprachliche Gestaltung ihrer Weltwahrnehmung und Weltdeutung Ausdruck zu verleihen und diese den Lesern, Gottesdienstbesucherinnen, Fernsehzuschauerinnen oder Trauergästen öffentlich mitzuteilen.⁸ Wahrnehmung und Gestaltung gehören in dieser Hinsicht untrennbar zusammen – ein Aspekt, der seit der ästhetischen Wende zum Cantus firmus in der praktisch-theologischen Reflexion wurde.⁹ Gleichzeitig entdeckte man die schon von Schleiermacher betonte Nähe des Pfarrers zum Künstler neu,¹⁰ und Begriffe wie Inszenierung, Performance, Dramaturgie oder Präsenz prägten die Diskussion. So sinnvoll und anregend sie sind – bei Studierenden lösen sie in Verbindung

⁶ Zit. in: Evangelischer Pressverband für Württemberg (Hg.): Der Zeitungsspiegel, Stuttgart 1912, H.1, 1.

⁷ Vgl. exemplarisch die Dokumentation einer interdisziplinären Tagung zum Thema durch Günter Thomas (Hg.): Religiöse Funktionen des Fernsehens? Medien-, kultur- und religionswissenschaftliche Perspektiven, Opladen 2000.

⁸ Vgl. zur hermeneutischen Aufgabe des Journalisten Hermann Boverter: Ethik des Journalismus, Konstanz 1984, 17.

⁹ Vgl. zur ästhetischen Wende Albrecht Grözinger: Praktische Theologie und Ästhetik. Ein Buch- und Forschungsbericht, in: IJPT 2 (1999), 269–294.

¹⁰ Vgl. etwa Anne M. Steinmeier: Schöpfungsräume. Auf dem Weg einer Praktischen Theologie als Kunst der Hoffnung, Gütersloh 2003, bes. 81–98.

mit dem Künstlerparadigma nicht selten Überforderungsängste aus und lassen gleichzeitig nach der Gefahr einer elitären Engführung pastoralen Handwerks fragen. Der Blick auf die journalistische Art der Weltwahrnehmung und die dieser Wahrnehmung entsprechenden journalistischen Gestaltungen könnte hingegen reichlich Anschauungsmaterial dafür liefern, wie ohne jeden übersteigerten Kunstanspruch Weltwahrnehmungen eine handwerklich produzierbare und massenmedial rezipierbare Gestaltung finden. Mit anderen Worten: Die Formen der Reportage oder des Porträts sind sowohl dem jugendlichen *Bravo*-Leser als auch dem Gottesdienstbesucher, der die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* liest, grundsätzlich vertraut. Beide Formen warten indes noch darauf, für das pastorale Sprachhandwerk und für eine sich ästhetisch profilierende Praktische Theologie entdeckt zu werden. Johanna Haberer geht erste Schritte in diese Richtung, wagt einen „Crossover“ und nennt Predigerinnen und Prediger „Reporter Gottes“. Nach genauer Recherche erzählen diese „Reporter“, so Haberers Übertragung, aus dem Sprachraum des biblischen Textes und lassen dadurch andere etwas in diesem Sprachraum sehen.¹¹ Freilich muss es u.E. gleichzeitig auch darum gehen, die Weltwirklichkeit genau wahrzunehmen und diese im Sprachraum des biblischen Textes zur Geltung zu bringen.

Die pastorale Zusammenfassung meidet nicht selten die Details.

Von Journalistinnen und Journalisten zu lernen wäre dabei eine Wahrnehmung, die sich Zeit nimmt für Details. Eine Wahrnehmung, die der Buchner-Preisträger des Jahres 2004, Wilhelm Genazino, als Wahrnehmung des „gedehnten Blickes“ beschreiben würde.¹² Ausgerechnet von Journalistinnen und Journalisten wäre dies zu lernen, von jener Berufsgruppe also, der Klischees innerhalb und außerhalb der Kirche nicht selten permanente Unruhe und eine damit einhergehende Flüchtigkeit des Blicks vorwerfen.

Nur ein Beispiel greifen wir heraus: Der Commonsense gegenwärtiger Begräbnishomiletik liegt grob gesagt darin, dass es in der Beerdigungsansprache darum gehe, die individuelle Lebensgeschichte des oder der Verstorbenen mit der Gottesgeschichte in Beziehung zu setzen – vorläufig, fragmentarisch, aber mit Blick auf den Gott, der aus dem Stückwerk das Vollkommene machen wird.¹³ Dazu nötig wäre freilich die Genauigkeit der Wahrnehmung eines „Reporters Gottes“ (Haberer), damit das gelebte Leben als *dieses* einmalige Leben zur Sprache kommt. Wie schwer tun sich Pfarrerinnen und Pfarrer manchmal damit. Stattdessen werden häufig lediglich dürre biographische Daten referiert und Stationen des Lebens genannt. Die pastorale Zusammenfassung meidet nicht selten die Details. Aufregend war es in unserem Seminar, demgegenüber die journalistische Gattung des *Nachrufs* wahrzunehmen. Gelingen

¹¹ Vgl. Johanna Haberer: Gottes Korrespondenten. Geistliche Rede in der Mediengesellschaft, Stuttgart 2004, bes. 126–133.

¹² Vgl. Wilhelm Genazino: Der gedehnte Blick, München/Wien 2004, bes. 39–61.

¹³ Vgl. etwa Horst Albrecht: Krisenlegende und Textsymbol, in: PTh 78 (1989), 329–345 und Gerhard Hennig: Die evangelische Bestattung, in: Hans Lachenmann / Jürgen Kegler (Hg.): Calwer Predigthilfen Beerdigung, Stuttgart 2000, 13–31, bes. 24–31.

Nachrufe, dann zeichnen sie mit wenigen Sätzen ein Bild, das präzise *diese* unverwechselbare Person sichtbar macht. Im Berliner *Tagesspiegel* geschieht dies regelmäßig so, dass Nachrufe auf ganz alltägliche Menschen, auf Personen auch jenseits des öffentlichen Interesses veröffentlicht werden. Da wird etwa von Gitta Nickel, geb. 1936, u. a. Folgendes erzählt:

„An Gitti ist alles üppig: der Busen, die hochgetürmte Frisur, der Hut mit den aufgesteckten Blumen. ‚Eine echte Berliner Kiez-Prolli-Größe‘, sagt die Tochter. Sie legt die Fotos auf den Tisch wie ihre Mutter früher beim Skat die Trümpe: Gitti neben ihrem ersten Fernseher, Gitti beim Grillen in der Vorarlberger Straße, Gitti beim Tranchieren eines mächtigen Bratens. Auf einem Bild posiert sie im silbrig-glänzenden Abendkleid neben zwei Flamingos aus Porzellan. Es ist im Prälaten Schöneberg aufgenommen, im Ballhaus der kleinen Leute. Gitti schert sich nicht um solche Etiketten, Gitti tanzt fürs Leben gern. [...] Später heiratet sie Gerd, den Kraftfahrer, Tischler, Dachdecker, und bekommt noch drei Kinder dazu. [...] Ihr Gerd, das ist ein Ruhiger. Einer, der viel Zeit im Sessel und im Keller verbringt, wo er Puppenhäuser und Regale baut. Es ist Gitti, die sonntags bestimmt: ‚Heute fahr'n wir raus!‘ Schon kurz nach dem Morgengrauen steht die Familie dann vor der noch geschlossenen Kasse am Strandbad Wannsee an.“¹⁴

Bilder eines Lebens entstehen und lassen Szenen imaginieren. Vergleichbare sprachliche Konkretion wäre, so meinen wir, ein Stück Pietät in einer gelungenen Beerdigungsansprache.

III. Kunsthandwerker der Sprache

Genaueres Hinsehen und Präzision der Sprache sollten sich in journalistischen Texten, aber auch in Predigten, Andachten und Kasualansprachen verbinden. Schließlich ist journalistisches und pastorales Handeln wesentlich Umgang mit Sprache. Am Ende seines Erfahrungsberichtes über „Vier Wochen unter Journalisten“ schreibt ein hessischer Pfarrer: „Der Pfarrer, der beim Journalisten in die Lehre geht, lernt neu zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Er lernt die Sprache so zu gebrauchen, dass er verstanden wird.“¹⁵ Anschaulich, konkret und verständlich zu formulieren, gehört intensiv zur journalistischen, leider jedoch kaum zur theologischen Ausbildung. So steht einer umfangreichen Literatur zur sprachlichen Praxis des Journalisten auf theologischer Seite eine einzige eher theoretisch informierende Monographie zur „Sprache des Menschen“¹⁶ gegenüber nebst einigen verstreuten Hinweisen in homiletischen Lehrbüchern zur konkreten Sprachgestaltung. Pauschalisierungen, Abstrakta, Allgemeinplätze finden sich zwar bisweilen auch in journalistischen, aber doch erheblich mehr in pastoralen Texten. So kommen in einem einzigen Gemeindeblattartikel eines evangelischen Bischofs das „Leid in der Welt“, die „Angst vor der Zukunft“ sowie die eigenen „Sorgen und Probleme“ ebenso vor wie der „Kern unseres Glaubens“, die „Heiterkeit des Christen“, die „Zuversicht“ christlichen Glaubens und „Gottes Liebe“ als der „Grund unserer Heiter-

¹⁴ Katja Füssel: Gitta Nickel, in: *Der Tagesspiegel* vom 16.4.2004.

¹⁵ Wolfgang H. Weinrich: Ein Pfarrer will runter von der Kanzel. Vier Wochen unter Journalisten: Um mit „Merkwürden“ aufzuräumen und um zu lernen, *Frankfurter Rundschau*, 24.8.1992.

¹⁶ Albrecht Grözinger: *Die Sprache des Menschen. Ein Handbuch*, München 1991.

keit“.¹⁷ Vor allem von der Reportage wäre zu lernen, dass „Wahrheit“ niemals im Allgemeinen, sondern immer im Konkreten liegt. Was überall ist, ist nirgends.

Beispiel: Angelika Schmidt-Biesalski führt in ihrer Reportage mit dem Titel „Das Erbe“¹⁸ Bilder einer Familie vor Augen. Der Vater verstarb an der unheilbaren und vererbaren Krankheit Chorea Huntington („Veitstanz“). Die erwachsenen Kinder sind mit der relativ neuen Möglichkeit eines Gentests konfrontiert, der ihnen darüber Gewissheit verschaffen könnte, ob sie erkranken werden oder nicht. Information und Imagination verbinden sich in der packenden Reportage zu einem dichten Geflecht: „50 Prozent Risiko, das ist Statistik. Es kann heißen, zwei von vier Kindern, aber es kann auch heißen, alle vier oder keines. Statistik ist kein Gesetz, sondern ein ‚Durchschnittswert‘, Zufälle entscheiden. ‚Bei jeder Zeugung in unserer Familie ist die Münze neu gefallen‘, sagt Vera heute. [...] Peter, der Jüngste, kennt sich mit Statistik aus. Er ist Mathematiker, verheiratet, sein Sohn kommt bald in den Kindergarten. Auf die Frage, ob er den Test machen will, bricht er in schallendes Gelächter aus. ‚Nein‘, sagt er total überzeugt, ‚warum sollte ich? Es kann mir so viel passieren, morgen oder übermorgen, ich bin oft mit dem Auto unterwegs, es gibt jede Menge Möglichkeiten, zu Tode zu kommen. Warum soll ich ausgerechnet diese Krankheit vorher wissen, gegen die es nicht einmal ein Heilmittel gibt? [...] Vera ist die erste, die sich testen lässt [...]“.¹⁹

Angelika Schmidt-Biesalskis Reportage zeigt exemplarisch, dass zur Konkretion der Sprache die unmittelbare Teilhabe der Journalistin am Geschehen grundlegende Voraussetzung ist. Lässt sich ein Kommentar über die Rentenreform oder ein Leitartikel zum Thema Generationenkonflikt auch verfassen, ohne jemals ein Altenheim oder eine Säuglingsstation von innen gesehen zu haben, so hätte diese Reportage nicht entstehen können, ohne die Familie lange und behutsam wahrzunehmen. Anstatt viele unspezifische und pauschale Illustrationen zu verwenden, würde sicher auch mancher Predigt oder Andacht die Genauigkeit der Recherche und die Ruhe des „gedehnten Blicks“ (Genazino) auf ein Phänomen gut anstehen, damit sie sich nicht in korrekter Begrifflichkeit und blasser Veranschaulichung erschöpft.

Betrachtet man Reportage und Predigt im Wechselspiel, so lässt sich nicht nur die Genauigkeit der Wahrnehmung und Gestaltung lernen. Mindestens drei weitere Aspekte scheinen uns im Dialog der beiden Formen bedenkenswert:

(1) Die journalistischen Kunsthandwerker der Sprache wissen sehr genau darum, dass sie mit ihrer Reportage verloren haben, wenn die Einleitung so gestaltet ist, dass der Leser bzw. die Leserin am Frühstückstisch gelangweilt weiterblättert. Oder wenn der Aufbau nicht stimmt und sich der Text verheddert und verfängt. Martin Nicol hat in seiner „Dramaturgischen Homiletik“²⁰ auf die Chance einer Predigtgestaltung hingewiesen, welche einzelne Sequen-

¹⁷ Die zitierten Allgemeinplätze erscheinen uns typisch für viele Predigten und Betrachtungen. Daher verzichten wir darauf, den Autor des Artikels beim Namen zu nennen.

¹⁸ Angelika Schmidt-Biesalski: *Das Erbe*, in: *Brigitte* 11 (2004).

¹⁹ Als spannend erwies sich im Seminar eine journalistisch-pastorale Abendandacht, die Teile dieser Reportage mit Ps 139 („Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke dir, dass ich wunderbar gemacht bin [...]“) in Beziehung setzte und durch die unkommentierte Intertextualität zwischen Bibel und Reportage ihr dramaturgisches Potential erhielt.

²⁰ Martin Nicol: *Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik*, 2. Aufl., Göttingen 2005.

zen (Moves) zu einer gestalteten Gesamtbewegung (Structure) verbindet. Dieses Gestaltungsprinzip liegt vergleichbar auch der journalistischen Grundform der Reportage zugrunde. Das zeigen etwa Ulrich Fey und Hans-Joachim Schlüter, wenn sie die Reportage wie einen „Eisenbahnzug“ aufgebaut sehen, dessen „Dramaturgie“ durch die Anordnung der einzelnen Waggon bestimmt werde.²¹

(2) Zu journalistischer Gestaltung gehört weiter, mit der Mündigkeit der Leser, Radiohörerinnen, Fernsehzuschauerinnen und Internetnutzer zu rechnen. Eine Reportage appliziert ihr Thema nicht, sagt nicht, warum welcher Aspekt entscheidend für die Bürgerinnen und Bürger sein könnte, die heute Morgen die Zeitung lesen. Seitdem Rezeptionsästhetik und Semiotik homiletisch rezipiert wurden, hat die Eigenaktivität der Hörerinnen und Hörer auch homiletisch neue Chancen.²² Predigtrede gelingt – nach Wilfried Engemann – dann, wenn sie das Verstehen nicht „obturiert“ (verstopft), sondern unterschiedliche Deutungen anregt und in dieser Hinsicht bewusst „ambiguitär“ bleibt.²³

(3) Hinzu kommt nicht zuletzt eine professionelle Distanz der Journalistin, die davor bewahrt übergriffig zu werden, zu schnell zu identifizieren. Ein „seriöser Journalist“ mache sich mit keiner Sache gemein, „auch nicht mit einer guten“²⁴, hat der langjährige *Tagesthemen*-Moderator Hans-Joachim Friedrichs einmal zugespitzt gesagt. Entscheidend ist, dass das, wovon geschrieben wird, das Gegenüber bleibt. In vielerlei Hinsicht gilt dies sicher auch für Pfarrerinnen und Pfarrer. Sie stehen sowohl dem Leben der Menschen, mit denen sie sprechen und denen sie zuhören, gegenüber als auch der Geschichte Gottes, die immer weiter reicht, als pastorale Gegenwart sie einfangen kann. Das sollte vorsichtig machen gegenüber voreiligen Identifizierungen wie „Paulus meint ...“ oder „wir alle sind ...“.

Reportage und Predigt berühren sich in vielen Punkten. Daher verwundert es nicht, dass sich die abschließende These im Lehrbuch zur Reportage von Michael Haller u.E. *mutatis mutandis* auch auf die Predigt beziehen könnte: „Die moderne Reportage [die gegenwärtige Predigt] ist sprachgestaltet (Um)Welterfahrung. Weniger die faktizierende Empirie der Beobachtungen als die *sprachliche Durchdringung* des Erfahrungsmaterials hebt sie zu einer journalistischen [pastoralen] Kunstform der Gebrauchskunst. Ihre Aussagekraft liegt nicht in der Tatsachenenthüllung [...], sondern in der Entdeckung des Lebens in seiner Jeweiligkeit. Sie will durchaus literarisch, niemals aber dichterisch sein. Sie steht und fällt mit der Authentizität des Materials und der Wahrfähigkeit des Reporters [Predigers].“²⁵

²¹ Vgl. Ulrich Fey / Hans-Joachim Schlüter: Reportagen schreiben. Von der Idee bis zum fertigen Text, Berlin 2003, 60.

²² Vgl. z. B. Erich Garhammer / Heinz-Günther Schöttler (Hg.): Predigt als offenes Kunstwerk, München 1998.

²³ Vgl. Wilfried Engemann: Semiotische Homiletik. Prämissen – Analysen – Konsequenzen, Tübingen/Basel 1993, bes. 162–179.

²⁴ Hans-Joachim Friedrichs: Journalistenleben, München 1994, 70.

²⁵ Michael Haller: Die Reportage, 4. Aufl., Konstanz 1997, 96. Kursivdruck im Original; eckige Klammern A.D. und D.M.

IV. Unterhalter

Zeitunglesen ist (oft) ein Vergnügen, Predigthören nicht immer. Gut und hilfreich erscheint es uns daher, dass im Hinblick auf die Predigt die Kategorie der Unterhaltung für die Homiletik wieder entdeckt wurde.²⁶ Könnten sich Pfarrerinnen und Journalisten auch hier treffen? In dem gemeinsamen Ziel, Unterhaltung zu bieten? Freilich in einem weiteren Sinn, der das Dialogische („wir unterhalten uns“), das Nutritive („das gibt mir Unterhalt“) und das Amüsante („das ist unterhaltsam“) umfasst.²⁷ Pfarrerinnen und Pfarrer als *Unterhalter* des Glaubens in den drei Dimensionen des Begriffs – diese Perspektive könnte pastoralem Reden in seinen verschiedenen Formen Humor und ernsthafte Sachbezogenheit vermitteln. Und gleichzeitig vor dem – gemäß Eberhard Jüngel – größten Laster gegenwärtigen pastoralen Redens bewahren: der Langeweile.²⁸ Ein Beispiel dafür, wie auch die Tageszeitung verkündigen kann – weltoffen und mit leichter Hand – bietet manches Streiflicht der *Süddeutschen Zeitung*.

Beispiel: An einem Montagmorgen im November nimmt ein Streiflicht die vermeintlichen oder tatsächlichen Großereignisse der vergangenen Tage in den Blick. „Die neue Woche wird hoffentlich langweilig. Die letzten Tage nämlich waren aufregend, aber auch erdrückend. Steinschwer lag der so genannte Mantel der Geschichte auf unseren Schultern. Zwei ergreifende Fernsehbeiträge mit Willy Brandt, dazu eine Dokumentation über Brandt, die Jahrhundertgestalt. Bebende Berichte vom neuen Picasso-Museum in Malaga und über Picasso, den Jahrhundertkünstler. Prickelnde Reportagen über den Jahrhundertwein, auf den sich Deutschland nun freuen darf, nach dem Jahrhundertssommer, im Jahr nach der Jahrhundertflut. [...] Kurzum: eine Zeit voller Jahrhundertereignisse liegt hinter uns, und man fragt sich schon, wie viele solche Jahrhundertwochen ein Mensch im Jahr ertragen kann.

Warten wir lieber auf den Jahrhundertwein, mit dem wir fröhlich eintreten wollen in unsere Blaue Periode. Und suchen wir bis dahin Trost bei der Geschichte vom Anfang aller Dinge. Als der Herr das Licht und die Finsternis trennte, die Erde schuf und das Meer, die Vögel und die Seeungefüme. ‚Und Gott sah, dass es gut war‘. Welch eine geradezu göttlich bescheidene Formulierung, welche eine himmlische Untertreibung im Angesicht eines Jahrmilliardenwerkes! Und sah, dass es gut war. Mehr nicht.“²⁹

In der Kanzelrede lässt sich solche Leichtigkeit selten finden. Jenseits instrumentell-rhetorisch zur Stimmungsaufhellung eingesetzter Witze, Anekdoten und *Aperçus* gibt es – unserer Wahrnehmung nach – wenig guten Humor in der Predigtrede. Erfahrungen beim eigenen Predigtmachen, Predigthören und Predigtlehren zeigen zudem, dass es relativ leicht fällt, negativ aufzuzeigen, was der Gotteswirklichkeit *nicht* entspricht, was dem guten Leben widerspricht, welche Schwierigkeiten und Probleme in dieser Welt, in unserer Gesell-

²⁶ Vgl. Albrecht Grözinger: Predigt als Unterhaltung. Bemerkungen zu einer verachteten homiletischen Kategorie, in: PTh 76 (1987), 425–440. Vgl. auch Harald Schröter-Wittke: Unterhaltung. Praktisch-theologische Exkursionen zum homiletischen und kulturellen Bibelgebrauch im 19. und 20. Jahrhundert anhand der Figur Elia, Frankfurt/M. 2000.

²⁷ Vgl. zu diesen drei Dimensionen des Begriffs *Unterhaltung* Manfred Josuttis: Unterhaltsam von Gott reden? Gesetz und Evangelium in der Rundfunkverkündigung, in: Ders.: Gesetz und Evangelium in der Predigtarbeit, Gütersloh 1995, 82–93, hier: 83–85.

²⁸ Vgl. Eberhard Jüngel: Unterbrechungen. Predigten IV, München 1989, 9.

²⁹ *Süddeutsche Zeitung* vom 3.11.2003.

schaft oder in der Gemeinde vorhanden sind. Weit schwerer wird es, das Neue des Glaubens, das gute Leben, das gelingende Miteinander jenseits pastoraler Phrasen zur Sprache zu bringen. Freilich ist solche Konzentration auf die Negativität nicht allein ein pastorales Problem. Um noch einmal Peter Roseggers Appell an die Journalisten zu zitieren: „Predige, du gewaltiger Kanzelredner, der du vom Tage für den Tag predigst, doch auch das Beständige, das Hohe, das Unsterbliche! Predige nicht immer Geld, Macht, Eigennutz, nicht immer Streit und Zank unter den Menschen, predige in die Köpfe hinein geistiges Leben, predige in die Herzen hinein glühende Tatkraft und Liebe!“³⁰

V. Große Propheten und kleine Angestellte

Journalisten und Pfarrer, Journalistinnen und Pfarrerrinnen – beide Berufsgruppen kommen sich als Weltwahrnehmer, als sprachliche Weltgestalter und auch als Unterhalter nahe. Gleichzeitig scheinen uns beide Berufe durch eine Ambivalenz gekennzeichnet. Pfarrer und Journalistinnen sind einerseits die kleinen Angestellten ihres Zeitungsverlages oder ihrer Landeskirche, beim *Donauskurier* oder beim *Deutschlandfunk*, als Dorfpfarrer oder Dompredigerinnen. Und andererseits wären sie wohl manchmal gerne die großen Propheten. Freilich nicht in dem Sinne, dass sie kirchliche oder politische Ereignisse vorherzusagen wollten. Aber doch so, dass sie sich gelegentlich wünschen, auf soziale, wirtschaftliche oder politische Missstände hinzuweisen und „die Aufmerksamkeit auf kritische und potenziell bedrohliche Entwicklungen [zu] lenken [...], damit rechtzeitig gegengesteuert werden kann“³¹ – so die Formulierung eines Kommunikationswissenschaftlers. Unter Umständen müssen beide, Pfarrerrinnen und Journalisten, den Mut aufbringen, Dinge öffentlich mitzuteilen, welche nicht gefallen. Das (mutmaßliche) Publikumsinteresse wie die (mutmaßlichen) Erwartungen der Gemeindeglieder können hilfreiche, aber niemals alleinige Orientierungspunkte journalistischer wie pastoraler Äußerungen sein.

Sowohl Journalisten wie Pfarrerrinnen erfahren sich dabei häufig als machtlos. Manchem Pfarrer / mancher Pfarrerrin dürfte die Erfahrung des Fernseh-Journalisten Wilhelm von Sternburg vertraut sein: „Kaum jemand, kleine intellektuelle Kreise ausgenommen, reagiert auf meine journalistische Arbeit [...] im Hinblick auf die Sache, auf das, was ich gesagt, behauptet oder recherchiert habe. Vorrangig wird über meine Person gesprochen, wird sich ein Bild von mir gemacht, wird gefragt, ob ich sympathisch oder unsympathisch bin, nicht aber, ob ich gut oder schlecht informiert habe, meine Argumente erwägenswert sind oder nicht.“³² Immerhin bekommen Zeitungsjournalistinnen und

³⁰ Zit. nach H. Farck: Art. Preßverbände, evangelische, in: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, in dritter Auflage hg. von Albert Hauck, Bd. 24, Leipzig 1913, 346–358, hier 358.

³¹ Winfried Schulz: Das Weltbild der Massenmedien prägt das Weltbild der Menschen, *uni.kurier.magazin* 104, April 2003, Erlangen 2003, 38–40, hier 40.

³² Wilhelm Sternburg: Journalisten von heute – Propheten von gestern. Referat eines Journalisten, *epd Dokumentation* 7/93, 10.

-journalisten am nächsten Morgen Kritik oder Anerkennung in der Redaktionskonferenz. Unter angehenden Journalisten, die in Hamburg an einem Projekt mit Predigtrezensionen teilnahmen, stieß von daher das Fehlen jedweder institutionalisierter Reaktion auf pastorales Handeln auf völliges Unverständnis.³³

Kritik durch andere und humorvolle Selbstkritik könnte die „Propheten“ im journalistischen und pastoralen Beruf vor allzu großem Pathos bewahren und gleichzeitig helfen, die bleibende prophetische Aufgabe nicht aus dem Blick zu verlieren. Pfarrer / Pfarrerinnen und Journalisten / Journalistinnen – wir sehen sie als zwei Berufsstände zwischen bedeutendem Auftrag und oft genug erfahrener Wirkungslosigkeit. Der Düsseldorfer Rabbiner Max Eschelbacher kommt angesichts dieser Problematik bereits kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einer durchaus tröstlichen Parallelisierung der Vergänglichkeit von pastoralem und journalistischem Handeln: „Das einzelne Zeitungsblatt verfliegt, wir wissen oft nicht mehr, was wir gelesen haben, sobald wir es aus der Hand legen. Und doch ist die Presse eine gewaltige Macht. Auch die einzelnen Predigten mögen verwehen, die Predigt wirkt und bleibt.“³⁴

VI. Gott öffentlich zur Sprache bringen

Robert Geisendörfer sieht Journalisten idealiter als die, die „dem Sprachlosen zum Sprechen verhelfen“³⁵. Diese Aufgabe kann sich u.E. freilich nicht im Aufdecken von sozialen Missständen erschöpfen. Sie betrifft auch weltanschauliche und religiöse Themen und Ereignisse, die in der medialen Öffentlichkeit nicht (ausreichend) wahrgenommen werden. Dazu gehört unter Umständen auch der Versuch, Gott öffentlich zur Sprache zu bringen – eigentlich die grundlegende Aufgabe jedes Pfarrers und jeder Pfarrerin. Erstaunlich ist es, mit welcher Selbstverständlichkeit in manchen Zeitungen nicht nur über religiöse Themen berichtet wird, sondern genuin religiöse Erfahrungen Sprache finden. So zeigt ein Porträt aus dem Sportteil der *BILD*-Zeitung einen Tag vor Heiligabend, wie gerade eine Boulevardzeitung, die am Interesse eines Massenpublikums in zweistelliger Millionenhöhe orientiert ist, vergleichsweise unbefangene religiöse Erfahrungen artikuliert:

Gefragt nach seinen Gefühlen in den Stunden nach dem Erwachen aus einer Tumor-Operation berichtet der ehemalige Diskus-Werfer Alwin Wagner: „Todesangst. Da hatte ich fast mit dem Leben abgeschlossen.“³⁶ Der Beitrag fährt fort: „Der gläubige Katholik fängt an, zu beten. ‚Ich wusste, mein Schicksal ist in Gottes Hand.‘“ Zugleich wünscht sich Autor Franz-Josef Wagner für den Krebspatienten Heiko Herrlich von Borussia Dortmund, „dass er bei Gott alle Kraft findet, um diese Situation durchzustehen.“ In der Bildunterschrift ist aus dem Trost gar eine Art Prophezeiung

³³ Helge Adolphsen: Was Prediger von Journalisten zu lernen haben. Eine Auswertung von Predigtrezensionen, *DtPfrBl* 10 (2003), 517f.

³⁴ Max Eschelbacher: Die Predigt im Judentum, in: *Jahrbuch für Geschichte und Literatur* 17 (1914), 126–144, hier: 144.

³⁵ Robert Geisendörfer: Aufgaben evangelischer Publizistik heute, in: Ders.: Für die Freiheit der Publizistik, Stuttgart/Berlin 1978, 38–43, hier 39.

³⁶ *BILD* vom 23.12.2000. Alle weiteren Zitate ebd.

geworden, indem es heißt: „Heiko Herrlich – ob wir ihn je wieder so stürmisch im BVB-Trikot sehen werden? Alwin Wagner sagt: „Ja – mit Gottes Hilfe.““

„Ja – mit Gottes Hilfe“ – die Zeilen einer Boulevardzeitung bringen Gott öffentlich zur Sprache, ja, verwandeln sich sogar direkt in Sprache des Glaubens. „Mehr Gott wagen“, dazu forderte Jan Ross angesichts des ökumenischen Kirchentages 2003 die etablierten Kirchen in der Bundesrepublik auf.³⁷ Sollten Pfarrerinnen und Pfarrer das ausgerechnet von Kolleginnen und Kollegen aus dem Journalismus lernen können: öffentlich mehr Gott wagen?

³⁷ Jan Ross: Mehr Gott wagen. Kleine Handreichung zum Kirchentag: Glauben ist das Kerngeschäft, in: *Die ZEIT* Nr. 23 vom 28.5.2003.